Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 42 — Sonntag, den 16. Oktober — 1910

Wolfdietrich.

(3. Fortsetzung.) Roman von M. Rómanek. (Nachdruck verboten.)

Mit leuchtenden Blicken sagte Josepha: „Sie haben einen hohen Begriff von der Größe des Menschen“.

„Sie auch,“ entgegnete Wolfdietrich schnell und sah sie an. Ihre Augen bannten ihn förmlich.

„Ich glaube, daß der Mensch viel kann, wenn er will,“ fuhr sie fort, „wenn er sich nur nach den Stimmen seines Innern richtet und sich nicht durch die Welt und was sie denkt, beirren läß.“

Seine Lippen kräuselten sich verächtlich.

„Sie werden wahrscheinlich nie auf die Idee kommen, sich durch die Urteile anderer beeinflussen zu lassen?“ setzte sie leicht lächelnd hinzu.

„In der Tat würde mir dafür das Verständnis abgehen. Zum Leben gehört Freiheit; ihre Grenzen sind da, wo ich sie mir ziehe.“

„Eberhard sagt, sie sind da, wo die Freiheit des andern anfängt,“ sagte Josepha.

„Das wäre ja eine Beschränkung der Freiheit; ihre Grenzen anderen gegenüber müssen in uns selber liegen,“ rief Wolfdietrich, „ich setze die Grenze für mich da, wo ich will, daß sie sei, wo ich sie als Mensch und als Mann verantworten kann.“

Josepha schwieg.

„Woran denken Sie?“ fragte Wolfdietrich.

Der Hofgarten zu Düsseldorf im Herbstschmuck. Nach einer phot. Originalaufnahme.

„Ich bin nicht immer zufrieden, obgleich meine Ansichten sind wie die Ihrigen," sagte sie.

„Zufrieden?" Er sah nachdenklich aus; dann lachte er kurz und spöttisch. „Wer wäre immer zufrieden! Meinen Sie, mir leuchte das Leben wie ein beständig goldener Strahl, an dem die grauen Staubflocken des Daseins abgleiten wie an einem Spiegel? Aber die düsteren Momente schwinden wieder, ich stoße sie von mir ab, und das Bewußtsein, daß ich ein freier Mensch bin, erweitert mir oft das Herz in stolzer Freude."

„Bleibt es aber immer so?"

„Warum nicht? Ich kenne nur eine Schranke für mein Leben, den Tod. Doch sprechen wir davon nicht; wir sind am Park, könnten wir nur durch die Hinterpforte. Aber der Schlüssel hängt in der Schloßhalle."

„Ich nahm ihn mit."

„Bravo, damit sparen wir mindestens zehn Minuten. Wir sind überhaupt sehr rasch gegangen, Fräulein von Handeck; wenn wir gewettet hätten, so hätten Sie gewonnen."

Sie gingen nun harmlos plaudernd durch den Garten. Plötzlich hörten sie den starken Ton einer Glocke. Wolfdietrich sah nach der Uhr. „Erst ein Viertel nach acht. Wird heute zeitiger gefrühstückt?"

„Nein, die Glocke zeigt den Beginn der Andacht in der Kapelle des Onkels an."

„Ah, ich erinnere mich; das war auch früher so. Wollen wir teilnehmen?"

„Ich jedenfalls," sagte Josepha.

„Es ist am Ende die beste Verwendung der von uns gewonnenen zehn Minuten," sagte Wolfdietrich nachlässig, „treten wir ein."

Die Hauskapelle war klein und einfach, mit fein gemalten Fenstern geschmückt; sie enthielt einen Altar mit einem schönen Bilde, davor lag ein Teppich. An einer Seite befand sich ein Harmonium; die Gräfin Kahlenberg hatte davor Platz genommen; an der andern Seite, vor einem Pulte mit aufgeschlagener Bibel, stand Graf Kahlenberg. Die Hausgenossen und die Dienerschaft waren an ihren Plätzen. Es war, ohne einiges Aufsehen zu erregen, nicht möglich, auf die vereinzelten freien Plätze zu gelangen. Wolfdietrich berührte Josephas Arm und bedeutete ihr, ihm zu folgen. Die mit dickem Tuch überzogene Tür schloß sich geräuschlos; sie stiegen die Wendeltreppe hinauf, die zum Chor führte. Dort standen einige unbenutzte Sessel; auch hatte man einen guten Ueberblick über die Kapelle, und man begegnete lauter andächtigen Gesichtern.

„Gott ist gegenwärtig," sangen sie. Darauf las Graf Kahlenberg aus dem letzten Kapitel des Matthäus; seine ernste, kräftige Stimme paßte gut zu den machtvollen Worten, den größten, die je auf Erden gesprochen worden sind: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden."

Die Zuhörer oben lauschten aufmerksam. Josepha kannte die Worte; sie lasen ja auch daheim die Bibel, sie war an ihrer Hand aufgewachsen, immer wieder aber befremdete sie dies Wort. Sie konnte sich in eine Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade unter die Hand eines anderen nicht finden. Wolfdietrich aber empörte sich darob. Nicht oft drang ein Wort Gottes an sein Ohr; außer Eberhard hatte er keinen Freund, der sich mit Fragen nach Gott und Erlösung abgab; desto gewichtiger schlug die triumphierende, geistbeseelte Sprache der Bibel an sein Gemüt. Allein dem Zwange dieser überzeugenden Wahrheit wollte er sich nicht unterwerfen und konnte doch dem gewaltigen Eindruck nicht entgehen.

Dann tönte wiederum der Gesang:

„Wir entsagen willig
Allen Eitelkeiten,
Aller Erdenlust und Freuden.
Da liegt unser Wille,
Seele, Leib und Leben,
Dir zum Eigentum ergeben.
Du allein
Sollst es sein,
Unser Gott und Herre,
Dir gebühret die Ehre.

Allen Willen einem andern zu eigen geben? entsagen? Wolfdietrich stimmte nicht ein in diese ergebungsvolle Melodie. Zwischendurch fiel ihm ein, daß er und Josepha sich da oben ausnehmen wie ein Brautpaar. Das stimmte ihn heiter. Er schüttelte den Druck der augenblicklichen Stimmung mit dem verhallenden Tone des Harmoniums ab und trat den übrigen in bester Laune entgegen.

Am Abend desselben Tages fand Wolfdietrich Josepha und Ruth auf der Veranda. Er setzte sich und nahm die ganze kleine Gestalt samt den Umhüllungen auf seine Knie. Sie liebte es sehr, ihren Kopf an seine breite Brust zu legen. Die Liebe dieses Kindes war ihm kostbar geworden; sie umgab ihn weich und warm und gab ihm ein nie gekanntes Gefühl. „Nein, meine kleine Ruth," sagte er zu ihr, „der Mensch soll nie sagen: ich muß, sondern: ich will. Durch das Wollen wird das Müssen aufgehoben."

„Das gilt doch wohl nur für Männer," bemerkte Josepha etwas anzüglich.

Wolfdietrich warf einen Blick auf die stolze, schöne Erscheinung, die so fertig, so abgeschlossen aussah, als könne sie es mit einer ganzen Welt aufnehmen.

„Das gilt für alle freien Menschen, die sich als solche fühlen," sagte er unwillkürlich.

„Früher sprachen Sie anders."

„Man ändert zuweilen seine Ansicht," sagte er nachlässig, „was murmelst du vor dich hin, meine kleine Ruth?"

„Ich sagte, daß bei mir erst das Muß kommt und dann, weil es eben nicht anders geht, das „ich will," erwiderte sie sanft.

Wolfdietrich strich leise über ihr weiches Haar. „Ja, du bist krank," sagte er nachdenklich, „in einen solchen Fall kann ich mich absolut nicht hineinversetzen; ich spreche nur von gesunden Menschen."

„Es ist dir überhaupt unmöglich, dich in irgend jemand zu versetzen," sagte Eberhard, der Arm in Arm mit Margot herbeikam.

„Hältst du das für einen Fehler?" fragte seine Braut.

„Ja und nein. Es gehört dazu eine so starke Portion Selbstbewußtsein, wie es unser Freund hier allerdings hat. Ein solcher Charakter ist nicht geschmeidig. Es ist ein gut Teil Egoismus dabei, aber man ist, was man ist, ganz. Darum hast du auch nie eine Rolle gut gespielt, wenn wir ein Stück aufführten."

Josepha nickte. Dafür hatte sie Verständnis; ihr war es von jeher zuwider gewesen, als einstudierter Charakter aufzutreten, und es war ihr auch regelmäßig mißlungen.

„Du bist offenherzig, ich danke dir," rief Wolfdietrich lachend.

„Weshalb sollte ich es nicht sein? Als empfindlich habe ich dich noch nie kennen gelernt."

Josepha hörte staunend. Der nicht empfindich? Wie oft schon hatte sie ihn so gesehen!

„Ich erinnere mich noch," fuhr Eberhard fort, „wie wir als Jungen auf einem der Güter deines Vaters waren; es kamen noch andere Knaben dazu; wir spielten damals immer Szenen aus „Ivanhoe", der uns begeistert hatte. Du warst stets Ivanhoe, wie er in seiner blauen Rüstung in die Schranken reitet und für die unglückliche Rebekka kämpft; da warst du in deinem Elemente. Nun aber sollte auch die Szene auf Ritter Front de Boeufs Schloß aufgeführt werden. Ivanhoe ist verwundet; er liegt stöhnend auf seinem Lager und soll sich von seinen Freunden hinaustragen lassen.

Das wolltest du nicht. Wir waren sehr böse, nannten dich eigensinnig, ungefällig, Spielverderber; du warst das ja auch alles; es half aber nichts, du warst um keinen Preis zu bewegen, uns den Willen zu tun; du verstandest nicht, leidend zu sein, und schobst den sehr widerwilligen Friedrich Kanitz an deine Stelle, solange Ivanhoe krank sei. Später wolltest du deine Rolle schon wieder übernehmen. Es war eigentlich unerhört, aber es geschah. Nachher schenktest du Kanitz alles, was ihm unter deinem Spielzeug besonders gefallen hatte, einen Helm, ein Schwert, eine kleine Kanone, ja sogar einen allerliebsten Pudel, der dein besonderer Liebling war."

„Was sagte er denn dabei, warum er es täte?" fragte Ruth und drückte sich fester an Wolfdietrich.

„Wahrscheinlich: „Weil ich will," erwiderte Eberhard trocken. „Ein andermal hatten wir Literatur-Stunde bei deinem Hauslehrer; ich war zum Besuch, nahm aber die Stunden mit. Wolfdietrich sollte „Das Lied vom braven Mann" hersagen. Manche Verse rezitierte er sehr gut; wenn jedoch der Graf erwähnt wurde, der dem Retter des Zolleinnehmers einen Beutel Dukaten bietet, so las er mit einem solchen Hohn, daß der Lehrer mehrfach tadelte. Darauf las er noch schlechter. Der Lehrer wurde eindringlich, verbat sich solchen Ungehorsam und drohte mit Strafe. Wolfdietrich schwieg ganz. „Weshalb liest du die Worte des Grafen so schlecht?" fragte der Lehrer. „Weil ich mich seiner schäme," sagte Wolfdietrich mit zornigen Augen. „Warum denn? Es war doch brav von ihm, sein Geld zu opfern?" fuhr der Lehrer prüfend fort. „Daß er nicht selber rettete, war schon eine Schmach, daß er sich aber nicht schämte, dem noch Geld zu bieten, der seine Pflicht tun würde, daran erstickt mir das Wort in der Kehle," rief Wolfdietrich. Der Lehrer war klug genug, den Punkt nicht aufs Aeußerste zu treiben; er kannte seine Leute."

„Ja, das Nachsprechen ist nie meine Sache gewesen," lachte Wolfdietrich, „Goethe ist mein Mann; der schreibt nur Selbsterlebtes nieder; was er gibt, denkt er, fühlt er, tut er; er ist immer er selbst. Und ich urteile eben auch von mir aus; ich bin an niemand und nichts gebunden, kann mir alles schaffen, was ich will, und darin liegt mein Stolz, mein Glück; mehr brauche ich nicht."

„Das ist ja recht schön," sagte Margot, „aber es kann doch etwas kommen, was die Kraft lähmt, ja vernichtet, und was dann?"

Er sah sie ungläubig lächelnd an.

„Sie können schwach werden, Sie können verdammt sein, viele Jahre lang ein Leben auf dem Siechbette zuzubringen," fuhr Margot mit fester Stimme fort, „Sie müssen vielleicht unsägliche Schmerzen dulden, und gegen das alles sind Sie ohnmächtig; denn ein Höherer als Sie hat Macht über Ihren Leib und Ihren Geist."

Das Lächeln verschwand von Wolfdietrichs Lippen, sein Gesicht war fahl anzusehen; es ging wie ein Frostschauer durch seinen Körper. „Dann — dann würde ich dem Tode vorgreifen — ich kann —"

„Sprechen Sie es nicht aus," sagte Margot und sah ihn mit ihren hellen Augen gerade an. „Gott kann es so fügen, daß Ihre Hände

jeder Macht beraubt sind, daß Sie nichts können, was Sie wollen. Und was dann?"

Wolfdietrich hob Ruth von seinen Knien herab, setzte sie sanft in ihren Stuhl und trat auf die Terrasse hinaus. Als er eine Viertelstunde später zurückkam, fand er nur noch Ruth.

„Ich habe auf dich gewartet; ich wollte dir noch gute Nacht sagen," sagte sie mit ihrer klaren Kinderstimme.

Er setzte sich neben sie. „Ruth, sage mir, wie kannst du so heiter sein bei deinen Leiden?"

„Ich habe sehr viel, was mich glücklich macht."

„Aber du bist immer krank, du kannst dich nicht bewegen, wie du willst, du hängst stets von anderen Menschen ab; das ist unerträglich," rief er ungestüm.

„Siehst du aber nicht, wie gut ich es habe, Wolfdietrich, und soviel besser als andere? Und dann kann ich immer beten. Ohne Gott wäre ich gewiß oft unglücklich und traurig."

„Aber das ist rein lächerlich, Ruth. Wie kann ein so junges Ding irgendeinen Ersatz für ihre Gesundheit finden?" rief er erregt.

„Es ist wahr, ich bin oft ungeduldig; aber ich schäme mich dann auch jedesmal."

„Du schämst dich, wenn dich dein Leiden ungeduldig macht? Nun, Ruth, das ist geradezu kindisch," rief er heftig und sprang auf.

„Nein, es ist die Wahrheit," entgegnete sie sanft.

Er kam plötzlich zurück, kniete vor ihr und sah sie freundlich an. „Du mußt mich für den abscheulichsten, schlechtesten Menschen unter der Sonne halten, kleine Ruth."

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie kann dir an mir nur etwas gefallen?" sagte er wieder.

„Vieles an dir gefällt mir nicht," erwiderte sie ernsthaft, „du sagst allerlei, was mich betrübt, ich verstehe dich auch nicht immer; aber ich habe dich lieb, und mit der Liebe kann man alles Verkehrte und Mißfällige zudecken."

„Ja, Liebe," sagte Wolfdietrich gedehnt, „das ist ein Faktor, mit dem ich in meinem Leben selten gerechnet habe. Ich gab nicht und ich nahm nicht; da war ich mit diesem nutzlosen Dinge quitt."

Ruth sah ihn ganz erschrocken an.

„Laß nur gut sein," beruhigte er, „wir einigen uns hierin nicht; du gehst vom Empfinden aus, ich vom Wollen; beide Kräfte sind in uns verschieden stark entwickelt, und das führt uns zu ganz entgegengesetzten Zielen. Das ist nicht zu ändern."

„Aber auch der andere Wolfdietrich dachte zuletzt wie ich; da arbeitete er für Gott und tat alles, was der wollte, ihm zuliebe."

„Das sind Märchen," sagte Wolfdietrich ärgerlich, „der wilde, tapfere Ritter gefällt mir viel besser als dein büßender Beter, der in der Kapelle auf den Knien rutscht und sich von den Klosterbrüdern einschüchtern läßt."

Ruth antwortete nicht. Sie verstand nicht alles, was er redete; aber sie sah ihn so eigen an, als wollte sie sagen: „Du wirst wohl noch anders, ich weiß, was ich weiß, und ich habe Geduld."

Josepha saß am Abend dieses Tages auf der breiten Polsterbank im Fenster ihres Zimmers, das sie mit Ruth teilte. Sie hatte die Lampe ausgelöscht, ihr Haar hing aufgelöst herab, die Arme ruhten auf dem Sims. Ihre Augen starrten in die Nacht hinaus; die schöne Harmonie, die ihren Zügen einen so fesselnden Reiz gab, war gestört. „Ich stehe jetzt vor der Erfüllung meines höchsten Lebenswunsches," dachte sie leidenschaftlich, „was aber, wenn ich krank würde? ist dann alles Glück zu Ende? oder gar bin ich dann nicht allein unglücklich, sondern halt- und ziellos für mein ganzes Leben geworden?"

Fünftes Kapitel.

Die Villa Bella wurde allmählich leerer; die verheirateten Neffen und Nichten mit ihren Familien reisten ab, auch der Urlaub der Vettern neigte sich dem Ende zu. Für die letzten Tage war von den jungen Leuten noch eine Gebirgstour verabredet; auch wollten sie den Genfer See befahren. Von dort gedachten die Vettern, nach Deutschland, Eberhard und Wolfdietrich nach Thun zurückzukehren.

Die Partie war wohlgelungen; eben hatten die Abreisenden auf dem Bahnhofe zu Montreux ihre Plätze eingenommen in dem Zuge, der nach Zürich abgeht.

„Adieu also," sagte Wolfdietrich und sah ungeduldig nach der Uhr, „der Zug sollte längst fort sein. Amüsieren Sie sich gut auf dem Rigi! Viel zu sehen gibt es beim Sonnenaufgang nicht, abgesehen von weißen Nebeln, Wasserflächen, grünen Wiesen und dahinter ein paar Bergen. Dabei sind Sie umgeben von der Parvenü-Welt Amerikas und aller europäischen Staaten; die Frackschöße der Kellner umwehen Sie, Nippsachen, Alpenstöcke und Parfüms werden Ihnen angeboten, kurz, der ganze Hügel ist kulturbeleckt wie die erste Hauptstadt der fünf Großmächte. Mich ziehen keine zehn Pferde mehr dahin, am allerwenigsten die Zahnradbahn, dieser Triumph der Erfindungen unter den täglichen Produkten, die dazu geschaffen sind, einem einfachen Sterblichen die Lust an den Schweizer Bergen zu vergällen."

Der Zug ging ab. „So, nun wäre auch diese Reise überstanden," sagte Wolfdietrich, als er mit Eberhard am Ufer des Sees hinschlenderte.

„Hat dir unsere Tour kein Vergnügen gemacht?"

„Hm, wenig."

„Bist du blasiert?"

„Niemals. Auf den Garigliano kann ich zwanzigmal steigen, und es macht mir jedesmal Vergnügen; aber hier kommt man ja aus der Zivilisation gar nicht heraus. Der Stieg auf den Eiger war noch das Beste, obgleich man einigermaßen ernüchtert wird, wenn man weiß, auf Myrren stehen zwei große Fernrohre, durch die man jede unserer Bewegungen beobachten kann."

„Dann bist du wahrscheinlich froh, jetzt nach Villa Bella zurückzugehen?"

„Höre, Eberhard, du könntest mir einen Gefallen tun. Laß uns zusammen einmal über den Genfer See fahren."

„Aber wir sind ja eben erst darauf gewesen."

„Geh mir, Eberhard; im Dampfschiff, das ist nichts."

„Du willst im Boote, ohne Schiffer, wir beide ganz allein, und zwar jetzt, heute abend? und was machen wir in der Nacht?"

„Da fahren wir auf dem See, Mensch, in unserm Boote; das ist es ja eben! Das soll ein Vergnügen werden, wie wir lange keins genossen haben."

„Heute nacht kann es aber ein Gewitter geben," sagte Eberhard, auf den Himmel deutend, der bleiern und schwer aussah; „die Wolken hängen an dem Dent du Midi."

„Der Gipfel ist noch sichtbar, da hat es keine Not. Ich glaube an kein Gewitter; wir dachten es alle Tage und täuschten uns jedesmal; so wird auch diese Nacht vorübergehen. Nein, nein, Eberhard, lege mir nichts in den Weg; im Grunde, das weiß ich, hast du Gefallen an einem lustigen Streich, und dieser ist kaum verwegen zu nennen. Störe uns den Spaß nicht durch überflüssige Einwendungen, sondern besorge uns lieber einige Lebensmittel. Ich will indessen das Boot bestellen."

Eberhard ging. Er vermochte es nicht über sich, dem Freunde Opposition zu machen, obgleich sein Verstand ihm sagte, daß das ganze Unternehmen recht unvernünftig sei. Auch hatte Wolfdietrich recht: ein Wagnis machte ihm selber Vergnügen.

„Schöner Abend heute," sagte Wolfdietrich auf französisch zu einem Schiffer unten am See, nachdem er mehrere Boote gemustert und ein ihm passend scheinendes herausgefunden hatte.

„Sehr schön, Monsieur," erwiderte jener, zog die Mütze und kam eilig herbei; „will Monsieur noch eine Stunde fahren?"

„Und wenn es länger wäre?"

„Es zieht ein Gewitter herauf, Monsieur."

„Das glaube ich nicht, ihr seid schlechte Wetterpropheten; ihr habt alle Tage Sturm vorausgesagt, und er ist doch ausgeblieben."

Der Mann zuckte die Achseln und schwieg höflich.

„Ich möchte Euer Boot mieten und mit einem Freunde hinausfahren," fuhr Wolfdietrich fort.

„Auf wie lange, Monsieur?"

„So lange, bis ich es Euch wiederbringe, auf vierundzwanzig Stunden, wollen wir einmal sagen."

„Nein, Monsieur, das kann ich nicht," versetzte der Schiffer entschieden und setzte die Mütze wieder auf; „das Boot ist mein einziges Hab und Gut; es könnte verloren gehen, und das darf ich nicht wagen."

„Verloren gehen?" rief Wolfdietrich wegwerfend; „wenn das Boot verloren geht, müssen wir doch mit verloren gehen."

„Das kann auch wohl sein, Monsieur, es ist gleich Nacht, und das Gewitter bleibt nicht aus, das ist ganz sicher."

„Ich will ja bezahlen, fordern Sie nur, was Sie wollen," rief Wolfdietrich, der mehr denn je entschlossen war, seinen Willen durchzusetzen.

Der Schiffer schüttelte den Kopf.

„Warum nennt Ihr nicht Euren Preis?" drängte Wolfdietrich ungeduldig.

„Er würde Ihnen zu hoch sein, Monsieur."

„Woher wißt Ihr das? Ich bezahle das ganze Boot und was dazu gehört; seid Ihr einverstanden?"

„Nein, Monsieur, das genügt nicht, ich riskiere zu viel. Sehen Sie, das Boot bringt mehr ein, als es wert ist, mein ganzer Erwerb liegt drin. Wollen Sie den mitbezahlen?"

„Seid Ihr mit tausend Franks zufrieden?"

Das Gesicht des Schiffers hellte sich auf. Das war eine hohe Summe, ein Glück, ein Gewinn für ihn; er konnte sich das schönste Segelboot dafür wiederkaufen, und es blieb noch eine stattliche Summe übrig. Wer war dieser Herr, der so mit dem Gelde um sich warf, und warum lag ihm nur so viel an dieser tollen Fahrt, die doch zu keinem guten Ende kommen konnte?

„Herr, wollen Sie es mir schriftlich geben, daß Sie mir das Boot abgekauft haben, damit mich keine Vorwürfe treffen, wenn's ein Unglück gibt?"

„Natürlich," rief Wolfdietrich, riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch, warf ein paar Zeilen darauf und gab es dem Manne.

Der zauderte noch. Ihn dauerte das junge Blut, das sich heute dem Elemente aussetzen wollte, und er hätte das tollkühne Unternehmen gern gehindert. Da aber kehrte ihm jener plötzlich den Rücken und sagte leise: „Wenn Ihr Euch jetzt nicht sofort entscheidet, so wende ich mich an jemand anders; meine Geduld ist zu Ende." Da streckte der Schiffer zögernd die Hand nach dem Scheine aus und sagte: „So nehmt's denn hin, Herr, et Dieu vous garde! Ich will die Ver-

antwortung nicht tragen, aber seht Euch vor, der Lac Léman ist heimtückisch, er hat schon manches Opfer gefordert."

„Laßt's gut sein, Bester, und bemüht Euch nicht weiter mit Euren Warnungen. Macht alles fertig, legt das Segel an den Boden; vielleicht werde ich es gebrauchen."

Nach einer Viertelstunde fand Eberhard den Freund ruhig im Kahne sitzen und eine Zigarre rauchen. So wie er darin war, stieß jener ab, nahm zwei Ruder und drückte ihm die andern in die Hand.

„Du bist fest entschlossen?" fragte Eberhard.

„Wie du siehst."

„Dann also mutig daran! Wir wollen guter Dinge sein und uns freuen an dem Abenteuer," sagte Eberhard, alle Sorge fortwerfend.

Es war auch kaum möglich, sich Bedenken hinzugeben. Der Abend war weich und still, wenn auch drückend, kein Vogel, kein Blatt regte sich: einzelne Wolken hingen wie festgemauert an der Kette der Alpen, die weiße Spitze des Dent du Midi schimmerte noch immer hell und klar hervor. Nur vereinzelte Menschen schlichen über den Landungsplatz; sie blieben stehen, als das Boot ausfuhr, sahen ihm nach und entfernten sich dann gleichgültig.

Der Nachen war der einzige, der ausfuhr, alle andern lagen festgekettet. Die Brust der jungen Leute schwoll, es war schön, zu zweien dahinzugleiten zu seltsamer Stunde, ins Ungewisse hinein. Alle ihre Sinne waren angespannt, eine wunderliche Mischung von Erwartung, Erregung und Lebenslust.

„Der Bootbesitzer hatte wohl nichts gegen eine Fahrt?" fragte Eberhard.

„Er faselte von Gewitter, wie in diesen Tagen viele falsche Propheten vor ihm," versetzte Wolfdietrich.

„Hat er dir eine hohe Summe abgefordert?"

„Er hat gar nicht gefordert, ich gab ihm freiwillig, jedenfalls mehr, als ihm zukam," sagte Wolfdietrich kurz. Es schlug neun Uhr in Montreux: sie ruderten schweigend und regelmäßig.

„Wollen wir bis Lausanne oder noch weiter?" fragte Eberhard nach einer halben Stunde.

„Wir werden sehen. Es ist eine Nachtfahrt, wir fahren so lange, bis die Nacht zu Ende ist, landen dann irgendwo, frühstücken und fahren zurück."

„Der Wind scheint sich aufzumachen."

„Das ist uns gerade recht, den können wir gebrauchen."

„Was willst du denn?" fragte Eberhard, als er Wolfdietrich mit etwas Grausarbigem am Boden hantieren sah.

„Wir wollen das Segel setzen; man muß die gute Gelegenheit benutzen."

Eberhard legte die Ruder hin. „Höre, Wolfdietrich," sagte er ernst, „das Segeln lassen wir, das ist zu gefährlich; du weißt so gut wie ich, wie heimtückisch der See ist."

„Lächerlich, Eberhard, wir wissen doch damit Bescheid."

„Mit dem Segeln vielleicht, aber nicht mit dem Winde, der hier blitzschnell aus einer Bergecke kommt, in das Segel fährt und alles mit sich in die Tiefe reißt, ehe man nur Zeit zu einem Notschrei hat. Was schadet es, wenn wir langsam vorwärts kommen? Unser Vergnügen liegt in der Sache selbst."

„Eberhard, ich kenne dich zu gut, um dir Furcht zuzutrauen."

Ein leises Lächeln flog um Eberhards Mund. „Du hast recht," sagte er ruhig.

„Du willst es also mit mir wagen?"

„Wagen wohl, aber nicht tollkühn wagen, denn das ist nicht recht."

„Davon bringst du mich nicht ab, alter Junge," rief Wolfdietrich und biß die Zähne zusammen von der Anstrengung; denn der Wind wurde stärker, und es war keine Kleinigkeit für einen einzelnen, das Segel zu befestigen.

Eberhard sah zu, ohne sich zu rühren. „Ich bitte dich, Wolfdietrich, vergiß nicht, daß es ohne meine Mithilfe und gegen meinen Willen geschieht, was du da tust, und daß dein die Schuld bleibt, wenn ein Unglück erfolgt. Ich kann dich natürlich nicht zwingen, zu tun, wie ich will; aber ich stehe in diesem Falle nicht für, sondern gegen dich."

Vase mit Relief, ein Meisterwerk Corradinis, im Kgl. Großen Garten zu Dresden.

„Es ist gut, mein Junge, du brauchst dich gar nicht so deutlich auszudrücken. Es wird mir nicht schwer, die Verantwortung zu tragen; ein jeder tut, was er nicht lassen kann, du so, ich so."

Eberhard sagte nichts mehr, aber er sah ernst aus und warf einen unruhigen Blick nach dem Himmel. Die Spitze des Dent du Midi war ganz bedeckt, die Wolken zogen rascher und rascher vorüber, es waren ihrer viele geworden, man begriff nicht, woher sie im Umsehen gekommen waren. Der Wind schwellte das Segel, das Boot flog pfeilschnell dahin.

Die Freunde hatten die Ruder eingezogen, und Wolfdietrich beschäftigte sich aufmerksam mit dem Segel; Eberhard steuerte. Eine Zeitlang ging es gut; allein es wurde plötzlich sehr dunkel, ein unheimliches Rauschen ging durch die Luft, sein Echo zitterte grollend aus dem aufgeregten See wider.

„Was ist das?" fragte Wolfdietrich.

„Das Gewitter," sagte Eberhard.

Im nächsten Augenblick zuckte ein greller Blitz aus den schwarzen Wolken, ein heftiger Donnerschlag folgte, zugleich setzte der Wind mit der Geschwindigkeit, wie es seine unheimliche Eigentümlichkeit auf dem Genfer See ist, in die entgegengesetzte Richtung um; er drängte gegen die Segelstange, er versuchte sich in das Segel zu setzen, es gelang nicht. Da riß er zornig und voll Grimm daran, er beugte die Stange, beugte sie tiefer und tiefer, das Holz krachte und ächzte in allen Fasern, es sank, das Segel berührte fast das Wasser, und der Nachen neigte sich mit ihm.

Die Freunde waren beide aufgesprungen; ohne ein Wort stürzten sie zu der Stelle des Unglücks, und versuchten, das Segel zu reffen. Der Wind riß an der Stange, zum Grunde des Sees sollte sie fahren; aber die umklammernden Hände waren wie von Eisen, das Blut drang aus den Nägeln, doch sie ließen nicht nach; in ihnen hieß es: Tod oder Leben! Dabei umgab sie ein Rauschen und Prasseln, denn der Regen strömte hernieder, die Blitze leuchteten, der Donner folgte, und da — endlich, endlich, es sollte gelingen! Es schien, als lege sich die Gewalt des Windes, die Stange richtete sich langsam auf; die Spitze richtete sich empor, höher, immer höher, aber langsam.

Da, horch, ein Geräusch ertönt von weitem, es braust näher und näher, es vermischt sich so mit dem Donner und Regen, daß die Insassen des Bootes nichts davon vernehmen; all ihr Sinnen ist darauf gerichtet, das Boot gegen den Wind zu bringen. Sie sehen nicht ein nahes, grelles Lichterfunkeln, sie hören nicht das Ungetüm, das schwarz und gewaltig mit Windesflügeln auf sie zuschießt; mit mächtig arbeitenden Schaufeln braust es heran, lauter und lauter. Und der Regen klatscht, der Sturm heult, der Donner kracht, die aufgetürmten Wogen brüllen; es ist, als sei die Hölle losgelassen.

Die Freunde hören nichts, sie sehen nichts. Da ist auch das Ungetüm zur Stelle; wie ein Raubvogel stürzt es sich auf den Nachen, es stößt ihn zur Seite, es braust weiter und verschwindet in der Nacht. Da taucht ein Kopf empor, noch einer.

„Wolfdietrich, bist du es?" ruft eine Stimme. Sie schwimmen nebeneinander hin, sie strecken ihre Hände nach dem Kahn aus, sie schwingen sich hinauf. Ja, es gelingt, sie sind beide oben, beide sind sie gerettet; aber wie gerettet! Allein mitten in der Nacht auf dem umgestürzten Nachen, ohne Ruder, ohne Hilfe auf dem weiten See, der schon so viele hinabschlang, nur umgeben von der wilden Flut, die um ihre Füße spielt und oft über sie hinwegschlägt.

Das Gewitter hat nachgelassen, der Donner grollt leise, und nur wie das verlorene Lächeln der Berge zuckt es manchmal über die Alpenkette dahin. Wolfdietrich sieht sich um; seine Glieder sind ihm schwer von Betäubung und Nässe; er entdeckt nichts ringsum. Woher sollte auch Hilfe kommen? Es ist Nacht, kein Dampfschiff mehr in der Nähe; das letzte des Tages ist soeben vorübergefahren, jetzt wissen sie es. Wolfdietrich sieht nach Eberhard; der hat die Augen geschlossen und atmet tief.

„Eberhard, Eberhard!" Er rüttelt ihn. Eberhard öffnet mit Anstrengung die Augen. „Weißt du einen Rat, Eberhard?"

„Ausharren!"

(Forts. S. 334.)

Kaskaden mit der Herkules-Riesenstatue auf dem Oktogon in Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel.

Den „großen Christoph" nennt das Volk die 10 Meter hohe kupferne Nachbildung des Farnesischen Herkules, die den Abschluß der Pyramide auf der Plattform des Oktogons zu Wilhelmshöhe bildet. Dieses Oktogon — ein achteckiger Bau (daher der Name) aus drei übereinander errichteten, 91 Meter im Durchmesser enthaltenden Bogengewölben bestehend — stellt den ältesten Teil der ganzen Schloßanlage Wilhelmshöhe dar. Landgraf Karl ließ diese Partie 1701 durch den italienischen Baumeister Guernieri errichten. Ursprünglich sollte eine fortgesetzte Kaskadenreihe von der Höhe des Karlsberges, dem Platze des Oktogons, bis zum eigentlichen Schloß hergestellt werden, doch ist diese Anlage seinerzeit aus Mangel an Mitteln nicht vollendet worden. Das Schloß, ein Sandsteinquaderbau in klassizistischem Stil, ist eine Schöpfung der Baumeister S. L. Dury und Jussow und stammt aus den Jahren 1787—94. Es wurde in der Folgezeit mehrfach erneuert. Vom 3. Septbr. 1870 bis 19. März 1871 wohnte hier Napoleon III. Einen prächtigen Anblick bilden die Kaskaden, wenn die Wasserkünste in Betrieb gesetzt sind. Im Oktogon befindet sich das große Wasserbecken, von dem aus die einzelnen Fontänen, Aquädukte usw. gespeist werden. Die Länge der Kaskaden beträgt 280 Meter, ihre Breite 12—13 Meter; von 40 zu 40 Meter werden sie durch große Wasserbecken unterbrochen. Zu beiden Seiten laufen Treppen entlang, die insgesamt 842 Stufen aufweisen. Die Tannenwaldungen links und rechts bilden wirkungsvolle kulissenartige Abschlüsse.

„Wie lange?" Ja, wie lange! Der Morgen ist noch weit, nur ein Zufall würde sie gegen das Land treiben. Wolfdietrich knirscht mit den Zähnen. So machtlos? er, der Herrscher der Erde? Was Eberhard wohl tut? Der bewegt die Lippen. „Betest du, Eberhard?" „Ja; es ist der einzige Rat, den ich weiß. Gott allein kann uns helfen; er ist Herr auch der Wasser."

Sie schweigen wieder. Der kleine Nachen treibt hin und her. Der Wind ist Steuermann geworden und waltet seines Amtes mit zorniger Lust; bald läßt er das leichte Boot auf dem Rücken der Wellen hoch emporsteigen, bald in den Abgrund hinabsinken, und man muß es geschehen lassen, mit offenen Augen seinem Tun zusehen und wehrlos sein.

„Ich will, ich will nicht wehrlos sein, ich kann nicht so untergehen, ich lehne mich dagegen auf, solange ich Atem verspüre."

So verrinnt die Zeit; wieviel von dem Stundenglase der Lebensdauer abgelaufen ist, wissen sie nicht; es gibt Lagen, die kein Zeitmaß kennen. Zuweilen reden sie ein Wort miteinander, um ihre Stimmen zu hören; das geschieht aber selten. Der Sturm läßt nach, die Wellen schlagen ruhiger, das Brausen der Luft und der Tiefe wird schwächer; so kommt es Wolfdietrich vor; allein er fühlt alle Sinne stumpf werden. Er kann sich täuschen; er will seine Wahrnehmung von Eberhard bestätigt sehen und ruft ihn. Keine Antwort.

„Eberhard, Eberhard!" Keine Antwort. Wolfdietrich wendet sich um; da sinkt der Körper seines Freundes dumpf auf das Boot nieder, das sie trägt. Er rüttelt ihn, er schreit ihm mit der Kraft der Verzweiflung seinen Namen zu; er bleibt unbeweglich. Kalte Starrheit durchdringt seinen ganzen Leib. „Er wird tot sein," denkt Wolfdietrich, „seiner Eltern Sohn und Margots Verlobter, — aber es ist nicht gewiß."

Seine Augen durchdringen das Dunkel, bis sie ihm den Dienst versagen; gar nichts ist zu sehen, nichts zu hören — als das Grollen der Elemente.

Da richtet sich Wolfdietrich entschlossen auf. „Soll es denn gestorben sein, so nicht ohne den letzten Rettungsversuch; ich werde nicht untätig mein Schicksal erwarten; ich will mit ihm kämpfen. Entweder zwinge ich es, oder es zwingt mich, entweder ich rette ihn, oder ich komme mit ihm um."

Er zieht ein Tuch aus der Tasche, richtet den starren Körper des Freundes in die Höhe und bindet ihn an sich fest. Er prüft sorgsam, ob die Knoten Bestand haben. Dann setzt er sich gerade auf, breitet die Arme in die Luft und springt hinab in die Wogen, die brausend über seinem Kopfe zusammenschlagen.

* * *

„Wann können wir denn Eberhard und Herrn Wildeneichen zurückerwarten, liebe Margot?"

Die Gräfin Kahlenberg tat diese Frage; sie saß vor der offenen Tür ihres Salons, die zum Garten hinausführte. Ruth saß neben ihr in ihrem Stuhle und strickte an einem rosa Kinderstrümpfchen. Sie konnte nie viel schaffen, deshalb dachte sie schon jetzt an die weihnachtliche Armenbescherung. Auch Tante Linchen hatte neben ihr Platz gefunden. Margot und Josepha saßen außerhalb der Tür auf der Terrasse an einem Tische. Sie hatten jede eine Kristallschale vor sich und setzten sie voll Blumen; dabei wetteiferten sie beide in künstlerischem Geschmack; Margot übertraf Josepha in der Sinnigkeit der Anordnung, Josephas Ideen aber waren kühner in der Zusammenstellung von Kontrasten und Formen.

Die Gräfin las vor; sie hatte sich mit jener Frage in der Lektüre unterbrochen, denn sie sah den Diener in das Eßzimmer treten, um den Tisch zu decken.

„Sie hätten schon gestern abend hier sein können," sagte Margot; „die Vettern sind mit dem letzten Zuge von Montreux abgereist."

„Aber das Wetter war schön; deshalb haben sie wohl einen Tag zugegeben," meinte Tante Linchen.

„Sie sprachen davon, die Rochers de Naye zu besteigen, um dort den Sonnenaufgang zu sehen," sagte Ruth; „Wolfdietrich dachte sich das viel schöner als eine Fahrt auf den Rigi, weil dieser Berg keine Gasthäuser und Fremden hat. Die Aussicht weit in das Berner Oberland soll herrlich sein."

„Dann haben sie es gut getroffen," bemerkte die Gräfin, „das starke Gewitter gestern abend hat die Luft gereinigt, und die Sonne muß klar aufgegangen sein."

„Aber wie naß und schlüpfrig war wohl der Weg nach dem Regen!" sagte Tante Linchen ängstlich.

„Die Straße ist nicht gefährlich," versetzte Margot, „wenn sie statt dessen nur nicht auf dem See gefahren sind; Herr Wildeneichen phantasierte davon, wie schön das sein müsse, im Boot statt im langweiligen Dampfschiff darauf zu fahren."

„Da hat er aber recht," sagte Josepha, „ich würde das auch viel lieber tun, und es ist doch keine Gefahr dabei."

„Nein," antwortete Margot zögernd. Ruth sah sie so nachdenklich an, als verstünde sie ihr Zögern.

„Heute ist es wieder drückend heiß," sagte sie, „ich glaube, wir bekommen noch ein Gewitter."

„Ich glaube es auch," erwiderte die Tante.

Eben trat der Graf, von seinem Spazierritte heimkehrend, ein; ihm folgte der Diener mit der Abendzeitung, in die er sich bald vertiefte, während die Damen sich halblaut unterhielten.

„Schon wieder ein Unglücksfall auf dem Genfer See," sagte er plötzlich, „es vergeht doch kein Jahr, daß dort nicht mindestens ein bis zwei Fälle vorkommen."

„Was ist es denn, Onkel?" fragte Ruth und ließ ihr Strickzeug sinken.

„Zwei junge Leute sind gestern abend mit einem Boote ausgefahren ohne Begleitung. Heute morgen ist das Boot leer und mit abgebrochener Segelstange an das Land getrieben. Ueber das Schicksal der Insassen hat man noch nichts erfahren."

Jetzt war es ganz gewitterschwül im Saale. Die Gräfin saß mit gefalteten Händen, Tante Linchen seufzte wiederholt, Ruth lehnte sich bleich und ohnmächtig in ihren Stuhl, daß Josepha besorgt zu ihr trat. Margot war aufgestanden, sie ging über die Terrasse und trat nahe an die Mauer, die den Garten von dem See trennte. Eben kam das Dampfschiff an; der Berner Zug war vor einer halben Stunde in Scherzlingen eingetroffen; wer aus der französischen Schweiz kam, fuhr meist mit diesem Zuge. Das Herz war ihr wie zugeschnürt, sie konnte auch nicht lange allein sein; die Unruhe überstieg ihre Kraft, sie eilte zurück.

Eben fielen die ersten Regentropfen, der Diener trug die Kristallschalen hinein, legte Tische und Bänke auf die Seite und schloß die Tür. Der Graf ging selber im Salon von Fenster zu Fenster, um zu sehen, ob sie geschlossen seien. Mechanisch folgten Margots Augen seinen Bewegungen. Es blitzte am Horizont, in großen Pausen antwortete ein ferner Donner.

Auf einmal fuhr Margot zusammen; sie hatte den scharfen Ton der Glocke gehört. Nun war es wieder still; dann ertönte ein Geräusch von Schritten in der Halle. Ohne daß sie es wußte, stand Margot mitten im Zimmer.

„Horch," flüsterte sie und hob die Hand empor; es lag ein Gemisch von tödlicher Angst und hoffender Erwartung in dem einen Wort. Die Schritte näherten sich langsam, sehr langsam, Karl riß beide Flügel auf, so weit er konnte, auf der Schwelle standen Eberhard und Wolfdietrich.

Ohne einen Laut lag Margot in den Armen ihres Verlobten; aber die Tränen, die jetzt unaufhaltsam flossen, zeigten ihr selber erst, was sie ausgestanden hatte. Eberhard war umgeben von den Seinen, um Wolfdietrich weinte niemand, keiner kümmerte sich um ihn und hieß ihn willkommen. Aber doch — Ruths Augen leuchteten ihm voll Liebe entgegen, sie streckte beide Arme gegen ihn aus und, als er herankam, schlang sie sie um seinen Hals und drückte ihn fest an sich.

Allmählich beruhigte sich die Erregung, alle miteinander tauschten Grüße und Händedrücke aus; Margot hatte Wein für die Reisenden herbeiholen und das Abendessen beschleunigen lassen. Sie merkte erst jetzt, wie elend Eberhard aussah, und wie schwer ihn seine Füße trugen; er gab auch zu, recht erschöpft zu sein, und ließ sich willig pflegen. Beide Herren äußerten ihr Erstaunen über den erregten Empfang; ob denn bei den Frauen immer alles auf Ideen und Ahnungen beruhe, fragte Wolfdietrich scherzend.

„Zum Teil ja," sagte Margot lächelnd, „aber —"

„Ah so, die Zeitungsgeschichte," rief Graf Kahlenberg, „nun komme ich dahinter. Ihr glaubtet, die beiden Herren in dem erwähnten Unglücksfall — doch — wie seht ihr aus? ihr seid doch nicht die Genannten?"

„Ich kenne die Geschichte nicht, lieber Vater, aber wir waren vorige Nacht auf dem Genfer See," erwiderte Eberhard. Seine Stimme bebte ein wenig, und seine Hände legten sich noch fester um Margots kleine Rechte, die dazwischen ruhte.

Das Erlebnis war bald erzählt; weder der eine noch der andere war gewillt, die Todesgefahr, in der sie geschwebt hatten, in ihrer ganzen Wahrheit zu schildern; allein auch bei der größten Schonung sprachen schon die nackten Tatsachen so erschütternd, daß kein Auge trocken blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Was für ein Keil, was für ein Hammer, was für ein Mauerbrecher ist ein Mann von Ernst, von Energie und Festigkeit! Jeder sollte dastehen als Verkörperung einer völlig unwiderstehlichen Kraft. Thoreau.

Volle Becher und Herzen brauchen nur den kleinsten Anlaß, und sie gehen über. F. St.

Freunde sind schneller vergessen als Feinde.

Spiegel taugen nichts, wenn man zu spät hineinsieht.

Die besten Jahre kommen, wenn die guten fort sind.

Ein Hindernis.

Skizze von M. Cederström.

(Nachdruck verboten.)

Es ist in einem sehr kleinen Salon, einem Zwischending von Salon und Arbeitszimmer. Die Einrichtung ist solide und elegant. An dem Eckfenster stehen ein paar bequeme Stühle; es ist hochparterre, und man hat infolgedessen eine vorzügliche Aussicht über die Promenade.

Zwei Damen sitzen an dem Fenster. Die eine ist Fräulein Fanni von Nagonting, blond, nicht mehr ganz jung, in Visitentoilette, die gewohnte Stockholmer Straßenfigur, das heißt recht lang und schlank, etwas steif, sehr sicher, und mit einer gewissen unpersönlichen Keckheit gekleidet, die den Männern gefallen soll und es vielleicht auch tut. — Die andere ist die Frau des Hauses. Sie trägt eine nette Hausbluse und einen vorjährigen schwarzen Kostümrock mit Applikationen. Die Freundin betrachtet sie und findet, daß sie eigentlich im Hause viel besser und eleganter aussieht als außerhalb. Aber sie sagt es nicht; wer klug ist, behält seine Ansichten für sich. — Auf einem kleinen Tisch steht ein Tablett mit Teetassen, Gebäck und einer kleinen Weinkaraffe, die aber unberührt ist. — „Noch eine Tasse, Fanni?" fordert Frau Dagmar auf. — „Nein, danke, so gut er auch ist." Sie blicken aus dem Fenster auf das lebhafte Getriebe unten. Die Unterhaltung war während einer halben Stunde recht angeregt gewesen, nun beginnt sie abzuflauen. Die beiden sehen sich nicht oft. Sie waren Spielgefährtinnen gewesen, haben sich dann aber immer seltener getroffen. Nun lag ein ganzes Jahr dazwischen. — „Es war lieb von dir, einmal heraufzukommen," begann Frau Dagmar wieder. „Tu es nur recht bald wieder." — „Ja, gern, liebe Dagmar." Und sie lächelten sich eine Weile an. — „Seine alten Freunde vergißt man nicht. Wir beide haben ja auch eine Menge Angenehmes gemeinsam erlebt." — „Ja, wenn ich an die Zeit denke!" Eine Pause voller Erinnerungen. Beide Gesichter lächeln, und jedes verbirgt die Erinnerung an ganz verschiedene Dinge . . . Da geht auf der Straße unten eine auffallend stattliche Dame vorüber. — Fanni erwacht und ruft: „Sieh doch, Frau Kjelson! Die ist nun geschieden. Ich traf sie in diesen Tagen, es war mir sehr peinlich, ich wußte gar nicht, ob ich sie begrüßen sollte." — „Ob du sie grüßen solltest? . . . Du kennst sie ja." — „Kenne sie, ja, aber sehr oberflächlich. Und das ist doch jedenfalls ein Grund, zu brechen . . . gewissermaßen zu brechen mit . . ." — „Mit ihrem Manne unstreitbar. Aber doch kaum mit jemand anderem." Frau Dagmar sagte es nicht ohne Schärfe. Sie hält ihre Lebensanschauungen für sehr freisinnig und bemüht sich, auch unter ihren Freundinnen dahin zu wirken. — „Nun ja, liebe Dagmar," antwortet die andere, ohne sich beirren zu lassen, „so mußt du es nicht auffassen. Du weißt, wie die Leute denken, und zu Hause sind sie überdies so konservativ." — „Zu Hause, mein Kind! Du bist ja doch 25, 30 Jahre jünger als die zu Hause, das heißt als Vater und Mutter, und du willst doch wohl eine modernere Art Mensch sein."

„Moderner Mensch," antwortete Fanni etwas pikiert, „das ist auch solch ein Schlagwort. Und weißt du übrigens, ach nein, ernstlich, ich glaube wirklich, ich bin durchaus kein moderner Mensch."

Es ist plötzlich etwas Ernstes in ihren Ton gekommen. Und nach diesen Worten schweigt sie jäh und blickt gerade vor sich durch das Fenster, ohne jedoch das Straßenleben zu verfolgen. Drei schöne junge Leute in hellblauen Uniformen gehen vorüber — sie sieht sie nicht . . . Frau Dagmar betrachtet ihre Freundin gespannt, sie forscht in ihrem Gesicht, als sähe sie es zum ersten Male, und als wäre es nicht das uninteressante und alltägliche Gesicht ihrer alten Fanni.

„Warum sagst du das so?" fragt sie vorsichtig.

Sie hat nie eine hohe Vorstellung gehabt von den Konflikten, die sich in Fannis Wahrnehmungssphäre zuspitzen könnten. Weltdame recht und schlecht, hatte sie gedacht. Noch unverheiratet, was sehr erstaunlich war, wenn man bedachte, daß sie ein kleines Vermögen besaß und eine gehörige Neigung zum Flirt in aller Ehrbarkeit. Sie tanzt gern, gehört einem Tennisklub an und spielt auf Salonbühnen mit Erfolg die junge Witwe — sie ist wie dazu geschaffen, einen Bezirksrichter zu heiraten. Aber sie ist 30 Jahre alt und wirklich noch zu haben . . .

Kann das etwas mit ihrer soeben gemachten Andeutung zu tun haben?

Frau Dagmar beugt sich vor, streicht mit der Hand über Fannis Knie, faßt ihre Fingerspitzen und sagt wohlwollend:

„Willst du mir nicht erzählen? Es tut stets gut, von sich selbst zu erzählen."

Und Fanni ist nicht abgeneigt.

„Liebe," sagt sie und lacht ein wenig nervös, „es ist eine lächerliche, eine ganz lächerliche Geschichte, und du bist wirklich die einzige . . . ich weiß ja von früher her . . ."

„Ja, ja," antwortet Dagmar und drückt immer und immer wieder ihre Fingerspitzen.

„Ich weiß ja von früher her, daß ich mich auf dich verlassen kann."

„Ja, gewiß. Nimmst du vielleicht doch ein Glas Wein?"

„Ich bekomme so leicht eine etwas rote Nase."

„Einen Schluck nur."

„Nun ja, einen Schluck. Danke!"

Sie stoßen miteinander an und sehen sich an, während sie austrinken. Frau Dagmars Augen strahlen vor Freundlichkeit.

„Es ist nicht etwa Neugier, weißt du . . ."

„Nein, nein, das weiß ich."

Und Fanni zieht nun langsam den weichen schwedischen Handschuh von der linken Hand und entblößt eine ganze Reihe schöner Ringe.

„Du hast da einen neuen, glaube ich," sagte die Freundin interessiert.

„Den da," antwortet Fanni gleichgültig. „Ja, ich habe ihn mir selbst gekauft, ich bin vernarrt in Ringe, wie du weißt." Doch gleichzeitig läßt sie einen, zwei, drei von den Ringen in den Schoß gleiten und zeigt einen schmalen, kleinen Goldreif, der allein auf dem Ringfinger steckt.

Ein ganz einfacher, kleiner, goldener Ring, schmal wie ein Draht... Er war vorher gar nicht zu sehen gewesen.

„Was ist denn das?" ruft Frau Dagmar.

„Der? Ja. ... Dagmar, sag', erinnerst du dich des Winters vor fünf, sechs Jahren, als ich in Paris war? Niemand wußte, weshalb ich damals eigentlich fortging; es hieß, um mich zu amüsieren, und ich amüsierte mich ja auch. Aber der wirkliche Grund, den niemand, nicht einmal du, erfahren, — der war, daß ich verliebt war! Ich floh."

„Verliebt?" — „Ja, verliebt. Es ist fast seltsam, sich daran zu erinnern," sagte sie träumerisch. „Ich weiß nicht, wie ich es über die Lippen bringen soll, dir zu sagen, in wen ..... in wen..." — „In wen du verliebt warst? Herr Gott, soll ich raten?" — „Nein," und sie lächelt flüchtig. „Du errätst es doch nie. Ich will es dir nur lieber gleich sagen. Es war ein einfacher Matrose, Liebe. Ein Matrose." — „Aber Fanni!" — „Ja, du sagst: Aber, Fanni! Das sagte ich selbst. Schwester Liese und ich beschlossen eines Abends, uns zu kostümieren und mit unserem Hausmädchen, einem sehr lustigen Ding, zum Ball zu gehen. Wir waren unserer gewöhnlichen Bälle und Herren müde, sehnten uns nach etwas anderem, Neuem ... und da traf ich ihn."

„Den Matrosen?"

„Ja."

„Ach, du, erzähle, erzähle!"

Fräulein Fanni seufzt:

„Ja, es klingt wie ein Märchen, aber es ist wahr."

Sie lächelt schwach. „Vielleicht das einzig Romantische in meinem Leben. Wir tanzten und plauderten den ganzen Abend und verabredeten ein Rendezvous für den nächsten Tag."

„Habe ich je dergleichen gehört! Ein Rendezvous? Und wie verhieltest du dich?"

„Ich fuhr fort, meine Rolle zu spielen," sagte Fanni. Sie hat die Augen halb geschlossen und lehnt sich in den Stuhl zurück, nun ganz in ihren Erinnerungen lebend. „Ja, wir trafen uns, und dann noch einmal und noch einmal. Ich weiß nicht mehr, was ich zu Hause vorgab, ich ging abends fort, um ihn zu treffen. Wir streiften nur in entlegenen Straßen umher, und einmal waren wir weit draußen in einem Café und tranken Grog; es war kurz vor Weihnachten ... Anfangs faßte ich es als einen Scherz auf, und es amüsierte mich, zu beobachten, wie solch ein Bursche sich beim Hofmachen benimmt, aber dann ... ja, liebe Freundin, du wirst es nicht glauben! Ich hatte ihn gern. Man bildet sich ein ... aber du ahnst es nicht ... In diesen wenigen Begegnungen waren wir vertraut geworden wie alte Bekannte; nie zuvor hatte ich so mit einem Menschen gesprochen. Er war auch so zurückhaltend und respektvoll, keineswegs gewöhnlich oder roh. „Darf ich Sie küssen, Fanni?" fragte er. Ich hatte ihm meinen Vornamen genannt. „Nein," antwortete ich, und er bat nicht mehr, obwohl ich sah, daß es ihn betrübte. Aber gleichzeitig gefiel es ihm wohl auch, daß ich ein so braves Mädchen war ... Nun wohl, als wir zum vierten Male zusammen waren, warb er um mich."

„Warb um dich? Ist das interessant! Wie warb er, wie wirbt ein Matrose, Liebste?"

„Er warb um mich! Das vergesse ich nie. Er war ja nicht der erste, der um mich warb, aber so habe ich noch nie zuvor empfunden. Seine Stimme ... ich erinnere mich, daß ich geweint habe. Wir gingen durch die Götgatau auf dem Wege zur Schleuse hinunter, ich wollte nach Hause — und er faßte mich unter. Du wirst es nicht glauben. Du findest das natürlich romantisch, närrisch, verrückt — ein Matrose, den man auf einem Ball kennen gelernt hat, zu dem man mit seinem Hausmädchen gegangen ist ... und ... doch jedenfalls war es so."

„Nun, Fanni, und weiter?" sagt Frau Dagmar sanft, als die andere eine Minute schweigt und in Gedanken versunken scheint.

„Ja. Ach, ich hatte natürlich nicht den Mut, ihm an jenem Abend die Wahrheit zu sagen. Ich ließ ihn sprechen und fühlte mich seltsam glücklich, indem ich ihm zuhörte. Er schien so froh — und so gut. Ich dachte, daß ich sicherlich glücklich mit ihm geworden wäre. Alles schien mir möglich, das Unsinnigste schien mir für einige wenige verwirrte Minuten natürlich. Ich dachte an andere Männer, die ich hätte heiraten können. Glaube nicht, daß ich renommiere, ich hatte

wirklich einige Freier ... und ich glaubte, daß ich nur hier ein ruhiges, freundliches Glück hätte finden können .. Doch am nächsten Tage hatte ich mit mir selbst beraten, und ich ging hinunter zur Skeppsholm, wo wir uns treffen wollten, und sagte ihm alles. Das war ein entsetzlicher Moment. Alles, Dagmar, meinen Namen, Papas Namen — und ich sagte ihm auch, daß ich ihn trotz alledem gern hätte."

„Und er? Weißt du, ich beginne die Sache wirklich rührend zu finden." — „Er antwortete nicht viel. Ich glaube, er war sehr verzweifelt. Er nannte mich sofort Fräulein."

„Behalten Sie den Ring, Fräulein," sagte er, den hatte ich am Abend zuvor von ihm erhalten, — „und ich komme vielleicht eines Tages zurück. In zwei Wochen bin ich frei, und dann gehe ich nach Amerika." Er machte Honneur, sagte mir Adieu und ging... Ich schrieb ihm, denke dir, ich schrieb wirklich, bat ihn, mir zu verzeihen, und versicherte ihm, daß ich ihn nie vergessen würde. Der Ring war von seiner Mutter oder Großmutter, und den behielt ich. Gleich nach Weihnachten reiste ich nach Paris... Damit war die Geschichte zu Ende." — „Und nichts weiter? Du hast nie wieder von ihm gehört?" Frau Dagmar senkt die Stimme, als rede sie von etwas Heiligem. Sie ist wirklich ergriffen, doch noch mehr leidenschaftlich interessiert. „Nun?..." — Fanni antwortet nicht gleich. Sie zupft an ihren Handschuhen. Plötzlich blickt sie auf, sieht der Freundin forschend gerade ins Gesicht und sagt in verändertem Ton: „Ja, ich habe wieder von ihm gehört. Jetzt."— „Jetzt? Was sagst du?" — „Jetzt. Er ist aus Amerika zurückgekommen." Frau Dagmar mußte aufstehen und durch das Zimmer gehen. Das übersteigt denn doch ihre Erwartungen.

„Reich vielleicht?" wirft sie hin. „Ja, man kann sagen reich." — „Und wirbt vielleicht wieder um dich?" — „Ja, wirbt wieder um mich."

„Du großer Gott, ich weiß nicht, wie mir ist! Liebe, liebe Fanni, sag' schnell, ist er noch immer entzückend?"

Doch ein unergründliches Lächeln liegt nun über Fräulein Fannis Antlitz und macht es unmöglich, die Antwort vorher abzulesen. Nach einer gehörigen Weile der Pein für die andere fährt sie jedoch fort, und nun ist sie wieder dieselbe wie zu Beginn ihres Besuches, eine elegante Stockholmerin, die aus eigenem, freiem Willen noch „zu haben" ist:

„Ja, denke dir, gestern sitze ich allein zu Hause. Ich höre es klingeln, und das Mädchen meldet mir, daß ein Herr mich sprechen möchte. Das ist er! Das ist er! Er ist ein wenig stärker geworden, ganz gewiß, ja, ein Herr, von dem man gleich sagt: Das muß ein Schwedisch-Amerikaner sein. Ein bißchen prahlerisch, du weißt, was ich meine! Ich kann dir nicht sagen, wie peinlich ich das empfand. Und dennoch — als er zu sprechen begann, war doch auch wieder etwas von dem alten Gefühl da. Seine Stimme, seine guten, schönen Augen, das alles, was mich in diesen Jahren immer wieder an ihn hat denken lassen... Ich sollte mit ihm ins Ausland gehen, bat er, ich müßte allerdings nachsichtig mit ihm sein, er wäre ja ein simpler Mensch (das wiederholte er unaufhörlich!), doch er wolle sich in allem nach mir richten. Und er wäre vermögend, wir würden gut leben können..."

„Nun?"

„Er blieb lange, es war so merkwürdig. Ich konnte nichts antworten. Ich werde ihm morgen meine Antwort geben."

Morgen. Es wurde still im Zimmer. Frau Dagmar überlegt nervös, was sie zu Fanni sagen soll. Fanni will also morgen antworten? Ein moderner Mensch, klingt es in Frau Dagmars Ohren. Sie will ihr gern raten; das Bewußtsein einer Verantwortung arbeitet sich in ihr durch, doch sie findet kein Wort. Sie murmelt:

„Es würde ja jedenfalls außerordentliches Erstaunen erregen..."

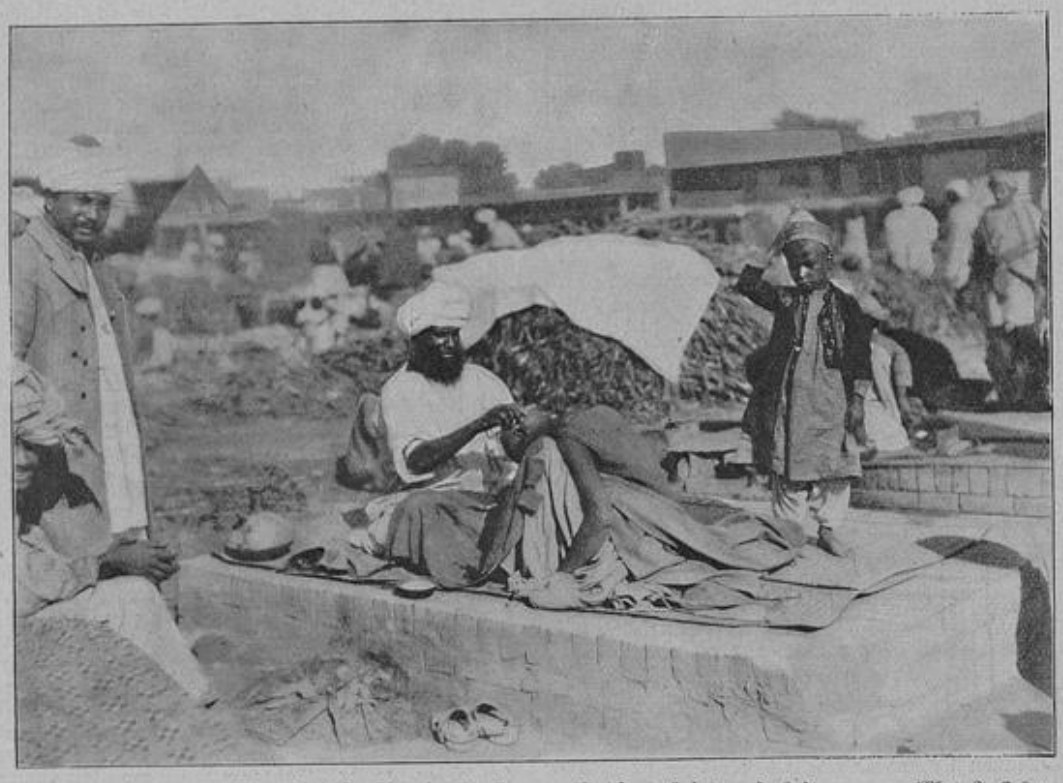
Doch gleichzeitig hat sie ihre Richtung gefunden: Freisinn unter jeder Bedingung!

„Du hast ihn ja lieb," sagt sie entschlossen und sieht die Freundin fest an. Es ist ihr, als stehe sie vor einem Kampf, mutig, bestimmt, als eine, die nicht verrät. Wenn Fanni Torheiten begeht, wird sie sie nicht im Stich lassen; vor der ganzen Welt wird sie ihre Partei nehmen, und man soll von ihr, von Frau Dagmar, nicht sagen, daß... — Doch Fanni ist in ihrem Stuhl plötzlich wieder zusammengesunken:

„Erstaunen, ja, ob es Erstaunen erregen würde! Stelle dir doch nur vor, wo ich auch über die Straße ginge, würden die Leute davon reden, hinzeigen, sich umdrehen, sich wundern, mißbilligen und lachen. Es ist nur fünf Jahre her, daß er hier Matrose war... ich kenne alle seine Vorgesetzten. Aber das ist es nicht — das nicht nur — es ist absolut unmöglich, ich kann es nicht! Mich mit einem Manne verheiraten, der zu seinem Alltagsrock mitten am hellen Vormittag große Brillanten im Vorhemd trägt!"

„Große Brillanten im Vorhemd?"

„Ja." Dann erhebt sie wieder den Kopf. „Weißt du, ich bin froh, daß ich davon gesprochen habe. Ich bin mir nun klarer darüber. Es gibt nichts Schlimmeres, als allein mit einer Sache fertig werden zu wollen, das verwirrt das Urteil. Und bewahre nur mein Geheimnis, laß niemand ahnen, daß ich vielleicht nahe daran war, die größte Torheit zu begehen! Nein, siehst du, diese Brillanten!" Sie reicht Dagmar mit einer abbittenden Gebärde die Hand. Diese drückt sie verständnisinnig. Sie sehen sich an — — und plötzlich sinken sie sich ungestüm in die Arme und bleiben eine lange Weile so stehen, zu gerührt, um noch ein Wort sagen zu können.



Der Stadtbarbier in Peshawur (Indien) bei der Arbeit. (Phot. F. Kester.

Unsere Bilder.

Der Hofgarten zu Düsseldorf in Herbstesfarbenpracht — ein entzückender Anblick für jeden Naturfreund! Eine der schönsten Partien aus diesem Gartenidyll mitten im Leben der modernen Großstadt enthält das Titelbild dieser Nummer. Noch ist der Blätterschmuck an den Bäumen zum großen Teil erhalten, und auch die weiten Rasenflächen haben noch nicht die dunkelbraune Farbe des Welkens und Vergehens angenommen. — In einen ebenfalls sehenswerten Park, in den Kgl. Großen Garten zu Dresden, führt das nächste Bild, S. 332. Es zeigt auf dem dunkeln Grunde der Jahrhunderte alten Alleen eine der berühmten großen Vasen von der Meisterhand Corradinis. Im Hochrelief herausgearbeitete Figurengruppen umziehen das Mittelstück der Vase, deren oberer, weit ausladender Rand mit einer geflügelten Jungfrau und einem reizenden Kinde geschmückt ist. — Zum Schluß ein Bild aus dem Orient, aus Indien. Die Illustration zeigt den „Stadtbarbier von Peshawur", der Hauptstadt der nordwestlichen Grenzprovinz nach Afghanistan zu, bei eifriger Tätigkeit. Entsprechend den religiösen Vorschriften der Eingeborenen müssen diese sich den Kopf glatt rasieren lassen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. F. Damm. — Druck und Verlag von W. Girardet — Düsseldorf-Essen.